

Reine Glückssache

Heimerziehung. Wer sich näher mit der Geschichte der Tiroler Kinder- und Jugendheime beschäftigt, kommt zur bitteren Erkenntnis: Heimzöglinge hatten kaum eine Chance auf ein „normales“ bürgerliches Leben.



Claudia Kaufmann: „Der Aufenthalt in St. Martin hat meine ganze Jugend versaut und nach meiner Entlassung hat sich kein Mensch mehr um mich gekümmert.“

Carmen L. hat 17 Geschwister, sie selbst wird Anfang der 1960er-Jahre in die berühmt-berüchtigte Innsbrucker Bocksiedlung hineingeboren. Die alkoholkranken Eltern können sich nicht ausreichend um ihren Nachwuchs kümmern, also schreitet die Jugendfürsorge ein und im Laufe der Jahre werden die Kinder auf verschiedene Pflegeplätze aufgeteilt. Welches Kind auf welchen Platz kommt – reine Glückssache und entscheidend für den ganzen weiteren Lebensweg.

„Drei meiner Geschwister sind ins SOS-Kinderdorf gekommen, alle drei haben studiert und sind heute Akademiker. Und von denen, die eine gute Pflegefamilie erwirbt haben, haben heute alle ein bürgerliches Leben.“ Carmen L. und mehrere ihrer Schwestern hatten dieses Glück nicht. Schon im Alter von vier Monaten wird Carmen vom Jugendamt in einer Familie untergebracht, die aber mit der Erziehung des Mädchens überfordert war.

AUSGEBEUTET. Das Mädchen wird ins Heim gebracht, zuerst nach Zirl, ins Kinderheim Martinsbühel der Benediktinerinnen. Das Leben dort ist Carmen L. vor allem durch die erlittenen Schläge, Misshandlungen und Demütigungen in Erinnerung geblieben. „Die Schwestern waren extrem brutal, so war ich direkt froh, dass ich nach St. Martin gekommen bin“, sagt Carmen L. heute.

Das Mädchenerziehungsheim St. Martin in Schwaz stellt ein besonders düsteres Kapitel der Geschichte der Tiroler Heimerziehung dar. Für den Historiker Horst Schreiber war das Heim „das schlimmste in Tirol, in welches Mädchen eingeliefert werden konnten“. In seinem Buch „Im Namen der Ordnung – Heimerziehung in Tirol“ (siehe Buchtipps) lässt Schreiber ausführlich Betroffene zu Wort kommen, deren Erinnerungen an ihre Zeit im Heim sind erschütternd und machen fassungslos. Was St. Martin von anderen Heimen

in Tirol unterschieden hat – hier mussten die Unterbrachten schwer arbeiten. Historiker Schreiber: „Man kann die Arbeitsverpflichtung in St. Martin nur als totale Ausbeutung bezeichnen. Die Mädchen mussten hart für ihren eigenen Unterhalt arbeiten, in der hauseigenen Waschküche, in der heimeigenen Landwirtschaft, bei umliegenden Firmen oder in privaten Haushalten.“ Der Lohn für diese Arbeit wurde zur Gänze einbehalten, um Taschengeld für Zigaretten mussten die Mädchen richtiggehend betteln und eine eventuelle Auszahlung kleinerer Beträge wurde zudem vom Wohlverhalten der Betroffenen abhängig gemacht. „Ganz davon abgesehen“, so Horst Schreiber weiter, „gibt es zahlreiche Hinweise darauf, dass in den Heimen einiges an Korruption geherrscht hat, denn es sind Gelder von Jugendämtern, anderen öffentlichen Einrichtungen und den Eltern offenbar nicht in vollem Umfang an die Kinder weitergegeben worden.“

Guten Morgen aus Wien!

Eigentlich hoffe ich, dass der Betrag für die Kautions inzwiŝchen von der Stiftung übermittleit wurde, wenn das nicht der Fall ist ersuche ich Sie mit diesem Schreiben Zu Ihrer Bank zu gehen um dort auch mitzuteilen, dass in den nächsten Wochen ein größerer Betrag an Sie überwiesen wird.

Sollte es notwendig sein, dass wir bzw ich mit der Bank reden, lassen Sie es mich wissen.

In Wien ist Frühling und es scheint die Sonne, dies gilt aber für ganz Österreich und so wünsche ich Ihnen für die nächste Zeit alles Gute und herzlichen Gruß

Waltraud Klasnic



Opferschutz? Ein verzweifelt Hilfesuchender wird mit dem Hinweis auf den Frühlingseinzug getröstet – Waltraud Klasnic scheint ein überaus positiver Mensch zu sein. Für viele Betroffene folgen vielen schönen Worten zu wenig schöne Taten. Auch die undurchsichtigen Bewertungskriterien über die Höhe der „Entschädigungen“ wird kritisiert.

AUSGEBEUTET. Für die minderjährigen Mädchen in St. Martin war weniger die harte Arbeit das Problem, sondern viel mehr die ganzen Rahmenbedingungen. Claudia Kaufmann, sie will ihren Namen ausdrücklich nicht verändert sehen, blickt zurück: „Wir haben für die Kasernen der Umgebung die ganze Wäsche machen müssen. Aussackeln, Waschen, Bügeln – den ganzen Tag lang. Wenn wir nur ein Wort dabei geredet haben, hat es zum Teil heftige Strafen gegeben, Schläge oder Karzer zum Beispiel.“ Maria S. war ebenfalls in der Waschküche des Heimes tätig: „Bis zu 20 Mädchen waren wir da, die Arbeit war brutal schwer.“ Doch es hat für die Mädchen, wie gesagt, auch andere Beschäftigungen gegeben. Hilfsarbeiterin oder Haushaltshilfe. Horst Schreiber wird deutlich: „Es war nie vorgesehen, dass den Mädchen im Heim Bildung oder eine Ausbildung zukommen sollte. Kochen, Putzen, Bügeln, das war’s. Ihre Zukunft sollte darin bestehen, Hausfrau und Mutter zu werden. Ein Leben der Mädchen in Abhängigkeit und Armut wurde so vorgezeichnet.“

Carmen L. etwa war als einfache Hilfskraft in einer Getränkefabrik in Schwaz beschäftigt: „Als Heimzögling von St. Martin haben mich alle wie den letzten Dreck behandelt und ich musste die schwersten und härtesten Arbeiten verrichten, etwa Getränkekisten ausliefern ohne Handwagen oder Ähnliches.“ Für die Arbeit hat sie lediglich ein Taschengeld bekommen, den Rest hat das Heim als Beitrag zum Unterhalt einbehalten.

FREIWILD. Noch schlimmer ist es vielen jener Mädchen ergangen, die als Hilfskräfte in private Haushalte vermittelt worden sind. Petra V., sie lebt seit Jahren in Deutschland, hat bittere Erfahrungen gemacht: „Durch

die brutal schwere Arbeit in der Wäscherei hatte ich in St. Martin meinen ersten schlimmen Bandscheibenvorfall. Also wurde ich eingeteilt, einem Schwazer Ehepaar den kompletten Haushalt zu führen, da die Frau krank und bettlägerig war. Ihr Ehemann hat mich von Anfang an sexuell missbraucht und mich mit Drohungen über Monate gefügig gemacht.“ Als sich das Mädchen einem für das Heim zuständigen Franziskaner-Pater anvertraut, muss sie dem Gottesmann detailgenau den Missbrauch beschreiben und die sexuellen Handlungen auch an ihm vornehmen, denn nur so könne er sie heilen.

1980er-Jahren der Straßenstrich in der Tiroler Landeshauptstadt zu einem Großteil aus ehemaligen St. Martin-Zöglingen bestanden. Heute sind die allermeisten Frauen bereits in der Früh- bzw. in der Invaliditätspension und fristen mit Renten um die 700 Euro ein karges Dasein. Manche haben nicht einmal das: „Ich habe jetzt meine Rente erreicht“, sagt die in Deutschland lebende Petra V., „Aus Österreich erhalte ich 78 Euro pro Monat, aus Deutschland 190 Euro. Das ist alles, was mir am Ende meines Lebens bleibt. Mehr war durch meine Krankheiten und Lebensumstände nicht drin.“

„Es war nie vorgesehen, dass den Mädchen im Heim Bildung oder eine Ausbildung zukommen sollte.“ Historiker Horst Schreiber über St. Martin

Dass Petra V. irgendwann aus der Familie abgezogen worden ist, hat ihre Lage überhaupt nicht verbessert, denn an ihrem neuen Arbeitsplatz wurde sie regelmäßig von ihrem Peiniger aufgesucht und missbraucht, auch der Pater bestellte sie, wie sie sagt „weiterhin zur Reinigung und zur Beichte, selbst in der heimeigenen Kirche, im Beichtstuhl“.

DAS LEBEN DANACH. ECHO hat mit zahlreichen ehemaligen Bewohnerinnen von St. Martin gesprochen und was alle Betroffenen eint, ist der vollkommene soziale Absturz nach der Entlassung. „Aus keiner von uns ist was geworden“, sagt etwa Martina K., „Alkoholexzesse, Drogensucht, Prostitution – wir sind in St. Martin zu willenlosen Ja-Sagerinnen erzogen worden, da haben die Männer natürlich leichtes Spiel mit uns gehabt.“ Teilweise habe in den 1970er- und

Tatsache ist, dass keines der Mädchen in St. Martin sozialversichert war, dementsprechend besteht für die oft jahrelange berufliche Tätigkeit keinerlei Pensionsversicherung. Mittlerweile werden von politischer Seite aber immer mehr Stimmen laut, dieses Versäumnis zu reparieren. Oberösterreichs Landeshauptmann Josef Pühringer etwa setzt sich nicht nur für die Möglichkeit eines Nachkaufs von Versicherungszeiten ein, das Land Oberösterreich wird diese Beiträge auch finanzieren. Größtes Problem dabei: Betroffene, die bereits in Pension sind, können keine Versicherungszeiten mehr nachkaufen, dazu wäre eine Gesetzesänderung notwendig. Ob der politische Wille dafür vorhanden ist? Für ehemalige Heimkinder? Die Erfahrungen der Betroffenen lassen für derartige Hoffnungen leider nur sehr wenig Spielraum. →

„Völlig geschockt“

Die gebürtige Hallerin Brigitte Wanker arbeitet in ihren Collagen traumatische Erlebnisse in Erziehungsheimen künstlerisch auf.



Brigitte Wanker: „Was ich gesehen habe, hätte eigentlich jeden Menschen berühren müssen.“

Die Vernissage Anfang Mai im Bahnhof Schwaz war bestens besucht. „frozen... das eis ist gebrochen... bitte warten“ hat die Künstlerin Brigitte Wanker die Ausstellung ihrer Collagen und Objekte genannt und setzt sich dabei mit ihrer Rolle als „untypisches Opfer, aber sehr wohl Betroffene“ auseinander. Brigitte Wanker hat im Jahr 1980 im St. Josefs-Institut in Hall, einer Einrichtung der Barmherzigen Schwestern, als Pflegehelferin gearbeitet. Schon in den ersten Arbeitsstunden in diesem Heim für Menschen mit zum Großteil schweren mentalen Behinderungen (der offizielle Name der Einrichtung lautete damals „Pflegeanstalt für Geistesschwache“) ist der engagierte jungen Frau der lieblose Umgang der geistlichen Schwestern mit den Heiminsassen aufgefallen. „Schläge, kalte Duschen, Zwangsjacken – ich war völlig geschockt über die Zustände im Heim. Die Schwestern waren völlig überfordert, es gab nicht einmal im Ansatz eine sinnvolle Freizeitgestaltung oder dergleichen.“ Brigitte Wanker teilt ihre Beobachtungen sofort der Schwester Oberin mit, findet aber kein Gehör. Also wendet sie sich ans Jugendamt und erhält als Auskunft: „Suchen Sie sich ei-

nen anderen Job, Sie sind zu sensibel für diesen Beruf.“ Brigitte Wanker geht an die Öffentlichkeit. Ihre brisanten Aussagen in einer kritischen „teleobjektiv“-Reportage im ORF lösten in Tirol einen Sturm der Entrüstung aus – und zwar gegen Brigitte Wanker.

AUS DEM LAND GEJAGT. Die Beschimpfungen als Kommunistin und bezahlte Provokateurin waren noch die harmlosen Auswirkungen, die Wanker zu tragen hatte. „Mir wurde klar gemacht: Man greift die Kirche in Tirol nicht straflos an. Meinen Berufswunsch als Pädagogin konnte ich vergessen, in Tirol gab es keinen Job mehr für mich, ich wurde buchstäblich aus dem Land gejagt.“

Diese Demütigungen sitzen tief und sie haben Brigitte Wanker auch krank gemacht. Mit der künstlerischen Aufarbeitung ihrer Vergangenheit will sich Wanker auch wieder ein Stück Selbstbestimmtheit zurückholen. In ihre Collagen hat sie Fundstücke eingearbeitet, die ihr auf langen Spaziergängen untergekommen sind. Etwa eine Schaufel. Brigitte Wanker lacht: „Mit einer Schaufel habe ich die Leiche damals ausgegraben, jetzt will ich sie endlich wieder eingraben.“ ■

ENTSCHÄDIGUNGEN. Aus dem Büro von Soziallandesrat Gerhard Reheis wird verlautet, dass eine rückwirkende Versicherung begrüßt wird und sich Landeshauptmann Günther Platter diesbezüglicher Unterstützung sicher sein kann. Sonst geht in Sachen Entschädigungsleistungen an die Opfer der Tiroler Heimerziehung wenig bis gar nichts weiter. Zwar sind mittlerweile die Befragungen der Betroffenen abgeschlossen, seit einigen Wochen gelingt es aber der dreiköpfigen Kommission offenbar nicht, einen gemeinsamen Termin zu finden, um die Höhe der jeweiligen Geldbeträge festzulegen. Das sorgt bei den Opfern zunehmend für Unmut.

Aber auch bei der Opferschutzstelle der Kirche, besser bekannt als Klansnic-Kommission, scheint es bezüglich Auszahlungen zu klemmen. Betroffene würden oft monatelang hingehalten, obwohl ihnen eine Entschädigungssumme längst zuerkannt worden ist. ECHO liegt der Mailverkehr eines Opfers mit der Klansnic-Kommission vor (siehe Faksimile), in dem der Betroffene wortreich um die Auszahlung seiner Entschädigung bittet, er hätte dringend eine Kautions für eine Wohnung zu bezahlen und könne die Bank nun nicht mehr länger hinhalten, es drohe ihm Obdachlosigkeit. Dass der Mann den Antwortbrief von Waltraud Klansnic persönlich als Verhöhnung empfindet – wer mit einem Rest an Empathie möchte es ihm verdenken.

Martina K. hat bereits eine Entschädigungszahlung (in Oberösterreich nennt sich das übrigens weit treffender „finanzielle Geste“) in Höhe von 10.000 Euro erhalten – und prompt zurückgeschickt. „10.000 Euro für das, was mir angetan worden ist? Über all die Jahre? Nicht mit mir!“ Die empörte Reaktion von Martina K. zeigt deutlich, dass ihr durch das Heim zwar die Chance auf ein geregeltes Leben genommen wurde – für ihre Würde und ihren Stolz gilt das aber noch lange nicht.

Genrot Zimmermann

BUCHTIPP



Horst Schreiber: „Im Namen der Ordnung – Heimerziehung in Tirol“. StudienVerlag, 408 Seiten, € 19,90.
Horst Schreiber hat mit vielen ehemaligen Zöglingen aus Tiroler Heimen lebensgeschichtliche Interviews geführt.